

Wunderbare Rettung.

Es war einer der kältesten Winter, deren ich mich erinnern kann. Mein Freund Nelson und ich lebten damals in Nebraska. Wir wohnten auf dem Lande und mußten, um in die nächste Stadt, Omaha, zu gelangen, fünf bis sechs Stunden auf unseren schnellen Ponies zurücklegen. Dies ist auch wenig Dörfer, Städte und Eisenbahnen in Nebraska, so laufen dort um so mehr Hirsche, Elenthiere, Büffel und Wölfe herum. Dieser große Reichtum an Wild kam uns recht zu statten, da wir sonst, zumal im Winter, hätten verhungern müssen, so aber gab es zu jeder Mahlzeit Hirsch, Elenn- oder Büffelbraten. Nach und nach schmeckte uns indessen das Fleisch nicht mehr, und ich schenkte mich nach einem Stück Brod. Eines Tages erklärte ich deshalb meinem Freunde, in die Stadt reiten und Mehl holen zu wollen.

Nelson prophezeite zwar einen „Blizzard“, wie man hier zu Lande die orkanartigen Schneestürme nennt, und versuchte, mich zum Weitergehen zu bewegen. Da ich aber hoffte, noch vor Ausbruch des Sturmes zurück zu kommen, ließ ich mich nicht abhalten, sondern machte mich auf den Weg. Ich gelangte glücklich nach Omaha, kaufte einen Sack mit Mehl und trat unverzüglich den Heimritt an. Schon hatte ich die Hälfte des Weges trotz der sich steigenden Kälte ohne Unfall zurückgelegt, als sich mit einemmal ein eisiger Sturmwind erhob, der mich bis auf's Mark durchschauerte. Du! Er schien alle Kälte des Nord- und Südpols in den Falten seines weiten Mantels zu bergen; ich trieb mein Pferd, einen flinken, indianischen Pony, zu immer größerer Eile an, obwohl dies eigentlich nicht nötig war, denn das kluge Thier kannte die Gefahr, in der wir schwebten, so gut wie ich selbst. Wir mußten auf unserer Fahrt an einem kleinen Gehölze vorüber. Als wir uns der Baumgruppe näherten, sah ich in der schon klar vorgezeichneten Abenddämmerung ein graues Etwas auf dem Weg flitzen und vor uns herrennen. Es war ein Wolf, ein ungewöhnlich großes Thier, das sich fortwährend mit blutunterlaufenen Augen nach uns umschau. Nicht lange dauerte es, so gesellte sich ihm ein zweiter, dann ein dritter, ein vierter und fünfter zu, bis endlich von allen Seiten die unheimlichen, leichtfüßigen Gesellen herbeieilten. So viel ich im Zweifel bemerken konnte, zählte die Schaar der Feinde etwa hundert Stück, und zu meinem Entsetzen nahm ich bald wahr, daß ich und mein Pferd den Anziehungspunkt für sie bildeten.

Alle Schauererzählungen von Reisenden, die von Wölfen angefallen und zerrissen worden, schossen mir durch den Sinn. Ich führte wohl meine Wüchse und einige Revolver bei mir, aber mein Kugelvorrath reichte nur so weit, um im besten Falle die Hälfte der blutdürstigen Meute zu tödten, und nur zu gut wußte ich, daß es weit und breit keine Hüte gab, in die ich mich hätte flüchten können. Ich überlegte ich die Hoffnungslosigkeit meiner Lage, da sprang auch schon ein Wolf meinem Pony an die Gurgel. Ein großer Satz, und dieser erste Feind lag im nächsten Graben; ihm folgte sofort ein zweiter, den ich durch einen wohlgezielten Peitschenhieb los wurde, indem die Bestie mit lautem Geheul zu Boden stürzte.

Ich hieb nun rechts und links mit der Peitsche in die uns verfolgende Schaar, und es gelang mir auch, freilich nur für einen kurzen Augenblick, einen Vorsprung zu gewinnen; mit Aufbietung seiner ganzen Kraft flog mein Pony dahin. Kaum aber hatten wir etwas Athem geschöpft, als die Wölfe uns wieder dicht auf den Fersen waren. Einer der größten packte mein Pferd an der Kehle und bohrte seine scharfen Zähne in das weiche Fleisch des armen Thieres, das sofort zu Boden stürzte. Ich beugte mich etwas nach vorn, legte meine Pistole dicht an das Ohr des Wolfes und drückte ab. Er brach auf der Stelle tot zusammen, allein auch mein Pony war im Vertheiden, und aus der gräßlichen Wunde am Halse stieß das Blut in Strömen. Bei diesem Anblicke wurden die Wölfe ganz rasend und stürzten sich mit lautem Geheul und Gellläufe auf das sterbende Thier.

Ich nahm den Augenblick wahr, schlang mich aus dem Sattel und rannte aus Leibeskraft vorwärts, denn ich wußte, daß, sobald der Pony ausgezehrt sein würde, die Rehe an mich käme. Ich überlegte und dachte nichts mehr, ich hoffte nichts mehr, nur das eine Gefühl besetzte mich: Du mußt rennen, rennen um Dein Leben zu retten, und ich rannte denn auch, so gut ich es mit meinen immer steifer werdenden Gliedern vermochte.

In weniger Zeit, als ich brauche, um dies zu erzählen, hörte ich auch schon die furchtbare Meute heulend hinter mir drein kommen. Verzweifelt blickte ich mich um — kein Baum, kein Hügel, kein noch so armeliges Obdach, unter das ich mich hätte flüchten können — nichts als die große, weiße Fläche glitzernden Schnees, der mir im Scheine des eben aufgehenden Mondes wie ein riesiges Leuchtloch voram und in wenig Minuten mein Leuchtloch werden konnte. Da, in der höchsten Noth, als ich mich schon verloren gab, hörte ich plötzlich ein eigenthümliches Geräusch wie das Klappern vieler Fuße, und bald darauf sah ich ein ganzes Heer Elenthiere, acht Männchen, drei Weibchen und mehrere Kälber, in vollem Laufe uns entgegen kommen. Sie befanden sich offenbar auf der Fahrt, denn sie liefen an n r vorbei, scheinbar ohne mich zu bemerken. Als sie aber der Wölfe ansichtig wurden,

Der Thee des Herrn Notars.

Unter diesem Titel finden wir in einem württembergischen Blatte eine reizend-naive schwäbische Anekdote. „Ich weiß nicht“, sagte der Herr Notar zu seiner Gattin, „mir könnte besser sein; am liebsten bliebe ich heute zu Hause, aber das geht nicht an. Die Erben zu der Theilung in N. sind bestellt, der Herr Rathschreiber auch und somit bleibt mir nichts übrig, als zu gehen.“

„So nimm wenigstens eine Dütte voll Thee mit und laß ihn Dir von der Wirthin in N. angießen; das wird die Frau ja wohl können, und für Dich ist eine Tasse Thee besser, als das schlechte Bier da draußen im Dorf.“

„Das ist ein vernünftiger Gedanke, Frau; gib her den Thee und hole meinen Hut und Stock, dann will ich's probiren.“

„So wanderte denn der Herr Notar hinaus in das anderthalb Stunden entfernte Dorf und nahm die bestellte Theilung vor. Er war herzlich froh, als er damit zu Ende war, denn besser war ihm währenddem absolut nicht geworden. Mit Niesenschritten eilte er dem Wirthshause zu, um seinen Thee bereiten zu lassen, auf den er sich ungemein freute und von dem er bestimmte Verbesserung seines Zustandes erhoffte. Er gab der freundlich lächelnden Wirthin den Thee und sagte ihr, daß sie weiter nichts zu thun habe, als heißes Wasser zu machen und die Kräuter damit anzugießen. Diese lächelte etwas geringschätzig.

„Was darf mir noch dem Herrn Notar zum Eßren bringe?“ fragte sie. „Gar nichts, liebe Frau, wenigstens vorläufig nicht.“

„Und was Kraut soll i also no mit heiß Wasser a'gieße? Des wird was Schöns werde, mit dem hot doch der Herr Notar net g'nueg.“

„Nur mit Wasser, aber mit recht heißem angieße, jedoch recht bald, Frau Wirthin.“

Die Wirthin entfernte sich nunmehr, um nach einer Viertelstunde mit einem mächtigen Topf voll durchsichtig grüngelbem dampfenden Getränkes wieder zu erscheinen. Dem Herrn Notar lief bei diesem Anblicke das Wasser im Munde zusammen und er machte sich sofort daran, eine Tasse, die er zuvor verlangte, vollzugießen. Zu seiner Ueberraschung gewahrte er bei dieser Gelegenheit, daß oben auf dem Thee zahlreiche Fettaugen, wie bei einer guten Suppe, umher schwammen, auch roch der Thee doch etwas ganz absonderlich, und als er vollends — sich kühl über diese Umstände hinweggehend — einen kräftigen Schluck davon nahm, da ward ihm klar, daß mit dem Thee irgend etwas gefchehen war, was nicht hätte geschehen sollen. Er nahm einen Köffel und rührte mit geschäftigem Eifer umher. Die Wirthin war währenddem zur Seite gestanden und hatte dem Treiben des Gastes mit einem geheimnißvollen und selbstbewußten Nicken zugeguckt. Nun aber konnte sie mit ihrem Geheimniß nicht mehr hinter dem Berge halten. „Weiter runter greife, als tiefer greife, Herr Notar!“ rief sie diesem zu.

Der Herr Notar griff mit seinem Köffel bei dieser Aufforderung auf den Boden des Topfes, verpörrte dort einen harten Gegenstand, hob ihn empor und brachte — ein paar prächtige geräucherter Leberwürste zum Vorschein.

„Net wahr, so ta' mer des G'fij ehner brauche, so isch's au' alei' für de Hunger gut?“ rief die Wirthin im Gefühl der stolzen Ueberlegenheit.

Der Dieb von Thorn.

Eine Sage, die nach Bernards Chronik auf Wahrheit beruht, spielte sich am 16. Februar 1629 in Thorn ab. Dasselbst hatte man einen Dieb gefangen und nach guter alter Sitte zum Galgen verurtheilt. Männiglich zog zum Galgenberge, um dem Todeskandidaten das letzte Geleite zu geben, die Stadt blieb unbefestigt, trotzdem der Schwedengeneral Wrangel in der Nähe sein Lager aufschlug. Männiglich stieg der arme Dieb die Galgenleiter hinauf und warf noch einen Blick auf die schöne Gotteserde. Da plötzlich hellte sich sein Blick auf und er rief: „Rettet Euch, der Schwed' ist da!“

Von seinem erhabenen Standpunkte aus hatte er gesehen, wie sich Wrangels Krieger heimlich an die Mauern der guten Stadt Thorn heranschlichen. Im Nu leerte sich der Galgenberg, im Nu war das Volk innerhalb der Stadt, im Nu startete der verdungelte Schwede vor den Mauern der Stadt eine Schutzwehr bewaffnete Bürger an; die Ueberumpelung war mißlungen. Der aufmerksamste Dieb wurde zum Danc ge-nadigt.

Reiter ohne Kopf. In Gespenstergezeiten bilden neben vielen anderen Abenteuerlichen auch kopflose Reiter eine Rolle. Doch sind deren auch in der Wirklichkeit vorgekommen. Als am 16. October 1813, während der Schlacht bei Wagram, der Prinz Eugen von Württemberg, um wieder zu dem Treffen seines rechten Flügels zu gelangen, quer durch Gündengossa jagte, kam ihm ein Pferd in den Weg, welches seinen noch fest im Sattel eingezwängten Reiter mit blutendem Kampfe ohne Kopf zu Grabe trug und den Prinzen dabei beinahe überannt hätte. Ein gleicher Fall ereignete sich an demselben Tage auch bei den Franzosen. Ein schwer am Arm verwundeter Gefadronchef ritt durch die Intervalle der sächsischen Kürassiergarde. Er sprach eben mit dem Grafen von Holzendorf, als ihm eine Kanonenkugel den Kopf nahm und das Pferd mit seinem nun unheimlich aussehenden Reiter, dessen Körper sich noch mehrere Sekunden lang im Sattel sitzend erhielt, fortließ.

Tivoler Kräfte.

Schwingen, Hingehalten, Kaufen ist im Frieden eine Liebhaberei des Tivolers, im Kriege kann er seine Kräfte auf andere Art beweisen. Vor den Augen des Generals Haddick trug im Jahre 1799 ein Passierer Schuß eine dreißigfüßige Kanone ganz allein eine ziemliche Strecke weit das sehr schwer erziehbare Scherleuch hin und meinte: „Sakra, härt' ich doch nie! glaubt, daß die Peiß' so schwer war!“ Im Befreiungskampfe von 1809 sah ein Pusterthaler Franzosen in einem Thale lagern, die ihre Gewehre in Pyramiden zusammengestellt hatten. Er schleicht sich hinzu, ergreift eine dieser Pyramiden, wirft sie auf die Schulter und läuft damit davon. Die Franzosen fürchteten in der ersten Verwirrung einen feindlichen Hinterhalt und verfolgten ihn nicht. Der Kühne war aber ganz allein und entkam mit seiner Last Gewehre. Am Berge Hel ergriff ein Passierger ein Doppelhaken, lud ihn mit einer Kartätsche, hielt ihn wie einen Stutzen an die Wade und drückte los. Jedemal erhielt er dabei einen so gewaltigen Schlag, daß er rücklings zu Boden stürzte. Doch das berührte ihn wenig, er raffte sich wieder auf, fragte die Umstehenden, ob er getroffen hätte, und wenn sie keine Frage bejahten, begann er von Frischem zu laden. Das setzte er so lange fort, bis er, weil ihm das ganze Gesicht in furchtbarer Weise aufgeschwollen war, nicht mehr aus den Augen sehen konnte.

Eigenthümliches Zusammenreffen.

Zu der Schlacht bei Wagram kam es vor, daß zwei Regimenter, die denselben Chef hatten, in blutigem Kampfe einander gegenüber stehen mußten. Es wurden nämlich die sächsischen Dragoner — Chef Herzog Albrecht — von österreichischen Kürassieren — Chef Herzog Albrecht — angegriffen. Dabei wurde den ersteren eine Standarde entziffen.

Ein „Einwanderer-Heim“

zum Andenken an die columbische Weltausstellung zu gründen, hat Frau Rosa Sonnenschein in Chicago in Anregung gebracht. Das Institut soll international sein, und Beiträge zur Errichtung desselben sollen von Bürgern aller Nationen entgegengenommen werden. Zu dem Behufe hat Frau Sonnenschein die Weltausstellungsdirektion ersucht, ihr zu gestatten, in allen Ausstellungsgebäuden und auf dem Ausstellungsplatze Sammelbüchsen anzubringen, in welchen die Besucher ihre freiwilligen Beiträge deponiren können. Das „Columbia Einwanderer-Heim“ soll durchaus nicht als Asyl für mittellose Einwanderer dienen, es soll vielmehr, um unerwünschte Emigration von Amerika fern zu halten, ein Auskunfts-bureau besigen, welches berufen ist, den Europäern durch unparteiische und wahrheitsgetreue Auffassung der Emigranten-Frage wichtige Belehrung zu erteilen. Andererseits soll dieses Bureau dazu dienen, den Tausenden, die alljährlich, wenn auch nicht ganz mittellos, doch der Hilfe, des Rathes bedürftig, hierherkommen, mit Rath und That zur Weiterbeförderung und Erlangung von Verdiensten beizustehen. Die Statistik Amerikas zu Rathe ziehend, wird dieses Bureau befähigt sein, Auskunft zu geben, in welchem Theile des Landes industrielle Handwerker oder Ackerbau-treibende am schnellsten und besten untergebracht werden können, je nach der Beschäftigung des Einwanderers und seiner speziellen Befähigung. Ferner soll das „Einwanderer-Heim“ bemittelte Emigranten gegen falsche Vorpiegelungen spekulativer Glücksritter schützen, seine mitgetragenen Erpiannisse in Verwahrung nehmen und sie auf Wunsch so lange verwalten, bis Orts- und Landeskenntniß den Einwanderer zu eigenmächtiger Kapitalanlage befähigen. Ein fernerer Zweck des Instituts ist, den unminigigen Kindern gut empfohlener Einwanderer so lange ein Heim zu sein, bis das Haupt der Familie sich eine Existenz gegründet, und den Seimigen die nutzlosen Wähen und Gefahren mehrfacher Ueberfiedelung zu ersparen.

Ueber das neue Eisenbahn-Rad.

welches ein österreichischer Eisenbahn-Ingenieur, Regierungsrath Hönlings-wald, erfunden und sich hat patentiren lassen, wird berichtet: Die durchschnittliche Dauer der bisher benutzten Räder war sieben bis acht Jahre, während das in Rede stehende neue Rad 15 Jahre lang vollständig dienlich sein wird. Das kommt nun freilich zunächst nur den Eisenbahnverwaltungen zu gute; doch ist dies in dem vorliegenden Falle nicht das entscheidende Moment. Bedeutend wichtiger ist es, daß das neue Rad dem reisenden Publikum einen höheren Grad von Sicherheit gewährt, als alle bisher bekannten. Man weiß, daß Risse und Sprünge in den Rädern oft schon Unfälle im Eisenbahnverkehr heraufbeschworen haben. Die auf-eisernen und selbst die gußstählernen Räder sind aus mehrfachen, unter anderen auch aus meteorologischen Ursachen solchen Rissen und Sprüngen zugänglich und ein einziger Riß in einem Rade kann die Sicherheit eines ganzen Zuges gefährden. Das neue Schmiebedeisen-Scheibenrad beseitigt diese Gefahr. Eine Probe der Direktoren von den bedeutendsten Eisenbahn-Kirnen unseres Landes hat dies zur Evidenz erwiesen. Außer den fünf vorchriftsmäßigen Schlägen der 458 Kilogramm schweren „Kallbären“, des wichtigsten Hieb ein „Arbeitsmoment“ von 700 Kilogramm-Metern in sich begriff, hat das neue Rad, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, die höchsten Arbeitsmomente von 1900 Kilogramm-Metern ausgehalten, und unter den Dampfhammer gebracht, ertrug es, ohne besonderen Schaden zu erleiden, das zur Anwendung gebrachte äußerste Arbeitsmoment von 3610 Kilogramm-Metern.

Die leidige Aehnlichkeit!

In München lebt ein Rentner, der einer hohen Persönlichkeit sehr ähnlich sehen soll. Es ist schon manchmal vorgekommen, daß Offiziere vor ihm auf der Strafe Front machten und Posten in's Gewehr riefen. Von Polizei wegen soll deshalb auf den Mann eingewirft worden sein, seinen Vortritt zu ändern, aber vergeblich. Als alle Einwirkungsvoruche schlugen, soll man ihn ge-nötigt haben, er möge sich wenigstens eines guten Verhaltens befleißigen. — Ein Münchener Hausmeister hat einige Aehnlichkeit mit dem künftigen Bismarck und kam deshalb vor Gericht. Er wird nämlich ob der Aehnlichkeit von den Kindern und Erwachsenen seines Viertels viel genest. Da hat nun der Mann auf seine Verfolger weidlich gescholten und deshalb ist er wegen groben Unfugs angeklagt worden. Er wurde jedoch freigesprochen. Darauf hat er Bismarck ähnlich sehen solle, sei für ihn keine Unehre, aber für Bismarck sei es beleidigend, daß man ihm, dem einfachen Hausmeister, den Namen Bismarck nachrufe.

Zu einer elektrischen Flugbahn

hat ein gewisser Gates in Cleveland, O., ein Modell erfunden und sich patentiren lassen. Dasselbe zeigt einen durch Electricität fortbewegten Wagon, welcher von einem Geleise aus einer Höhe von 20 Fuß herabhängt. Nach der Ansicht des Erfinders würde die Reise von New York nach Philadelphia in diesem in der Luft schwebenden Wagon innerhalb einer Stunde zurückgelegt werden können. Um den Widerstand der Luft zu brechen, werden die Waggons eine pfeilähnliche Form haben. Kapitalisten in den beiden zuletzt genannten Städten haben zur Verwertung der neuen Erfindung bereits die nöthigen Geldmittel zugesagt.

Rand, McNally & Co.'s Neuer Familien-Atlas der Welt.

Der Atlas enthält 331 Seiten, darunter 167 Seiten mit Karten, deren 68 Doppelseiten sind; 164 Seiten Tabellen, geschichtliche Artikel, Beschreibungen, statistische Tabellen, Bilder u. Illustrationen usw., mit einem Ortsverzeichnis nach Staaten.

Der Atlas enthält an 60 Seiten mehr Karten, als irgend ein anderes für einen so mäßigen Preis erhältliches Buch; einzeln, im Kleinhandel gekauft, würden sie über 50 Dollars kosten.

Der Atlas enthält ausgezeichnete Karten von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz.

Das Buch enthält die geographische Lage aller Länder der Welt an.

Der Atlas beschreibt die Regierungsformen der Vereinigten Staaten und aller Länder der Welt von irgend welcher Bedeutung; Verfassungen, gesetzgebende Körper, Staatsoberhäupter, deren Gehalt, etc.

Der Atlas enthält kurze Beschreibungen, welche mit ausgezeichneten Holzschneitten illustriert sind, von Alaska, Arizona, Berlin, California, England, Kairo, Mobile, der Stadt New York, Paris, Rom, Wien, usw.

Der Atlas enthält das neueste Ortsverzeichnis der Vereinigten Staaten in 462 Columnen, deren 6 eine Seite einnehmen und über 80,000 Seiten mit Namen von Städten, Ortshäusern, Dörfern, Postämtern, Grenzpostämtern u. s. w., bilden. Kein anderer, annähernd so billig erhältliche Atlas zeigt mehr als 60,000 Seiten.

Die Bevölkerungen sind nach der Volkszählung von 1890 für die Staaten, Städte und Ortshäuser angegeben und ermöglicht eine Betrachtung des mehr oder weniger raschen Anwachsens der Bevölkerung in jedem einzelnen Staate oder Territorium, sowie im ganzen Lande.

Mitteln eines Systems von Abkürzungen sieht man auf den ersten Blick, ob eine Ortshäuser der City der County-Verwaltung, ein Postamt, oder eine Eisenbahn- oder Grenzpost-Station ist.

Größe und Preis.

Der „Neue Familien-Atlas der Welt“ ist ein großer Band von 331 Seiten. Er ist auf einem ausgezeichneten, für diesen Zweck besonders verfertigten Papier gedruckt und in solcher und geschmackvoller Weise, mit einem reichen Golddruck auf dem Umschlage, eingebunden und kostet

Im besten englischen Feinwandbande, mit Golddruck, nur \$3.75.

Die Größe des geschlossenen Bandes ist 11 1/2 bei 14 1/2 Zoll; geöffnet 14 1/2 bei 23 Zoll.

J. P. WINDOLPH, Grand Island, Nebraska

Agent für HALL, HOWARD, MERRICK und SHERMAN Counties.